



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biese, Alfred: Theodor Storm in der Verbannung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bleibt hier [das bedeutet doch wohl: bei uns in Deutschland] Buchdrama.“ Mit diesem Urteil eines Berliners, der die tonangebende Bühne kennt, sind wir am Ziele. Wir können uns schon glücklich schätzen, wenn unsre Bühne harmloses Vergnügen gewährt, und wenn hier und da einmal etwas aufgeführt wird, was ästhetischen Genuß bereitet, also im Sinne Schillers durch mittelbare Einwirkung auf den Charakter die Erziehungstätigkeit von Elternhaus, Kirche und Schule in einem winzigen Kreise unterstützt. Vom Aufschwung zu einer Höhe, auf der die Bühne den Teil der Volkserziehung übernehmen könnte, den vorläufig noch die Kirche besorgt, ist keine Spur wahrzunehmen. Schiller schreibt in seiner hier mehrfach zitierten Abhandlung: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchem von dem denkenden, bessern Teile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet.“ Einen solchen Kanal hat Schiller mit seinen Dramen geschaffen, der jedoch, wie gesagt, nicht auf dem Wege über das Schauspielhaus, sondern in Schule und Arbeitsstube seinen edeln Inhalt spendet. Wer aber heute diese seine Vermittlertätigkeit fortsetzt, das sind nicht die Bühnendichter, sondern die Novellisten. Zwar gibt es auch in der erzählenden Literatur minderwertiges und verderbliches Zeug genug, aber glücklicherweise des Guten eine so große Menge, daß dessen Wirkung ohne Zweifel überwiegt. Es bleibt noch zu untersuchen, ob man sich für die übertriebne Schätzung des Theaters auf den vornehmsten aller Theaterintendanten, auf Goethe, zu berufen ein Recht hat.



Theodor Storm in der Verbannung

Von Alfred Biese



er Reiz einer Persönlichkeit liegt in der Art, wie die Gegensätze, die in einer jeden ruhen, ihren Ausgleich finden. Je bedeutender ein Mensch ist, desto schärfer ausgeprägt sind diese, und desto schwieriger ist ihre Einigung. Ob wir an Paulus oder Augustin, ob wir an Rousseau oder Goethe denken, sie alle, die uns einen tiefern Einblick in ihr Innenleben gewährten, klagen wie Faust: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust!“ Den Typus des Norddeutschen kennzeichnet die Mischung des innerlich Weichen, doch keusch Verhaltenen und des kernig Herben und Schroffen. Welch friesische Neckengestalt ist Hebbel! Bei ihm überwiegt das Knorrige und Kantige; Kindheit und Jugenderfahrung und Entbehrung schmiedeten einen harten Mann, den Tragiker. Bei Storm überwiegt das Weiche, Gefühlsmäßige, Lyrische und breitet einen wunderbaren Zauber über sein ganzes Dichten. Und doch zeigt auch er stolze Herbheit und eine kernhaft männliche, ja schroffe Überzeugung, in der Religion wie in der Politik. Es ist ungemein schwierig und darum so fesselnd, zu untersuchen, wie die Dichter-

und Charakteranlage Storms mit ihrem tiefen Empfinden für das Geheimnisreiche und Ahnungsvolle, für Sinnen und Träumen, für Sage und Märchen, für Phantastisches und Wunderbares zusammenfließt mit literarischen Einflüssen der Romantiker, wie besonders Eichendorffs und Hoffmanns. In der Novelle kann man deutlich erkennen, wie er sich aus dem Weichen, Stimmungsreichen, Dämmerigen der Resignation löst und sich dem herberen Realismus zuwendet, sodaß eine dramatisch bewegte, konfliktreiche Handlung in Tragik mündet. Man übersieht jedoch gemeinhin in den Charakteristiken Storms, daß er in seiner Lyrik schon sehr früh einen Stolz und eine Kraft, eine Männlichkeit und Rücksichtslosigkeit an den Tag legt, wie sie die Romantiker niemals erreicht haben. Die schweren Schicksale seines Heimatlandes ließen Storm zum Manne reifen; die Liebe zu Freiheit und Recht und der Zorn über die Unterdrücker gaben seiner Lyrik Wucht und Gewalt und hoben ihn zu unsern besten Vaterlandslängern empor. Mit Fug und Recht konnte er sich, als Mann und als Dichter, seiner Heimat „treuesten Sohn“ nennen. Mit mutig-troztigen Liedern, die noch viel zu wenig gekannt sind, begleitete er die trüben Schicksale des schleswig-holsteinischen Landes.

Die unselige Schlacht von Idstedt (1850) hatte trotz allen Heldenmutes, infolge der Unfähigkeit des Führers, statt des schon errungenen Sieges den Kämpfern doch die Niederlage gebracht und die Herzogtümer, besonders Schleswig, dem Hasse der Dänen überantwortet. Innige Klage um die Toten, aber auch edle Begeisterung für ihre Tapferkeit bricht aus den Versen Storms hervor: „Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt, die stille Wiege unsrer Toten . . .“ Er weiß, die deutsche Ehre ist fleckenlos in diesem Grabe gebettet, wenn auch das Schwert zerbrach. Ja, er beneidet die Toten, die nun sanft, in den Armen des Todes, auf heimatlichem Rissen, ruhn. „Wir andern aber, die wir übrig sind, wo werden wir im Elend sterben müssen?“

Schon hatten wir zu festlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen,
Wir standen harrend ganze Nächte lang:
Doch nur die Toten zogen durch die Gassen.

Trotz aller Not und Verzweiflung des Landes, trotz aller „Blütezeit der Schufte“ hält der Dichter jedoch fest am Zukunftsglauben: „Es kann der echte Keim des Lebens nicht ohne Frucht verloren gehn.“

Idealismus und die Sehrgabe eines Poeten gehörten freilich dazu, in jenen trostlosen Tagen, „in dieser Zeit von Salz und Brot“ noch das Vertrauen zu bewahren und dem Dichter der Zukunft zuzujubeln, „der dann lebt und aus dem offenen Schacht des Lebens den Edelstein der Dichtung hebt“. Nicht ein weicher Romantiker, nein ein trotziger, ganzer Mann stimmte in dem trübseligen Herbst des Jahres 1850 das Lied an:

Und schauen auch vom Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Hand von Kreuz und Grab,
Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn —
Wir wollens nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Er weiß es: ein treu besiegelt Testament wird den Enkeln hinterlassen, und der Tag kann nicht fern sein, „wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt“. Doch die Schande bedrückt ihn, daß nicht alle zu jener Zeit so dachten,

wie wahre Patrioten denken müssen und wie der Dichter selbst dachte, daß in dem eignen Lande der Feind die Bundesgenossen fand, daß undeutsch dachten,

Die einst an deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Am Neujahrstage 1851 wurde von den Dänen auf dem Kirchhofe zu Husum ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern geweiht von Husums Einwohnern.“ Freilich war dieser Inschrift und des Belagerungszustandes ungeachtet nur ein einziger Husumer Bürger in dem Festzuge. Storm aber schrieb:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Und dieser Gedanke, daß wenigstens seinen Kindern oder Enkeln eine bessere Zukunft erblühen könne, ja daß jene selbst mit tätig sein möchten an dem Bau der Freiheit, richtet ihn immer wieder auf. So klingt durch das reizende Familienidyll „Auf dem Segeberg“^{*)}, wo das Venzgefühl mit dem Glücke, mit dem Jubel über die Lust und den Frohsinn seiner Knaben so harmonisch zusammmentönt, trotz all der Sorgen, die sein Herz bedrängen, doch immer wieder die mutige Zuversicht hindurch; der Kinder Mund scheucht die Schatten hinweg, und er sieht der geliebten Heimat Zukunft in dieser Augen Grund.

Seitdem die Fremden herrschten, war auch seines Bleibens im Lande nicht mehr; es war dem Deutschgesinnten unerträglich, die verhaßte Sprache zu hören und die übermütigen Feinde in den alten Häusern seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehn zu sehen. Und da das dänische Regiment seine Gesinnung kannte, wurde ihm die beim Thronwechsel nötige Bestätigung seiner Advokatur versagt. Weihnachten 1852 weilt er in Berlin, um im preußischen Justizdienste eine Stellung zu suchen.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich lieb zu Haus;
Weihnachten wars; durch alle Gassen scholl
Der Kinder Jubel und des Markts Geschrei . . .

Im November 1853 ist alles zur Abreise nach Potsdam bereit, wo Storm eine Stellung als Assessor am Kammergericht erhalten hatte. Blutenden Herzens steht er zum letztenmale vor seinem Hause:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt . . .

Er ruft denen, die sich den Fremden fügen, zu:

Geht immerhin und widerruft, was einst das Herz gebot,
Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn.

^{*)} Dieser liegt bei dem gleichnamigen holsteinischen Städtchen, wo Konstanze Esmarck, Storms Frau, zu Hause war.

Noch einmal lauscht er dem Mönwenschrei, dem Rauschen der Flut, mit seinem Weibe und seinen Knaben und heißt sie noch einmal ins weite Land hinauszublicken und sich die Stätte einzuprägen, auf deren Grund, wo sie auch weilten, ihr Vaterhaus stünde —

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt!

Alles andre, ruft er seinem jüngsten Kinde zu, ist Lüge: „Kein Mann ge-
deihet ohne Vaterland.“

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
In deiner Kinderseele nicht verstehen,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag durch dein Leben gehn.

Und so zog er in die Fremde, in die Verbannung.

* * *

In die Stimmung dieser Jahre der Verbannung (1853 bis 64) führen uns die Briefe, die Storm an seine Eltern schrieb und die seine Tochter Gertrud jüngst herausgegeben hat,*) in der trefflichsten und dankenswertesten Weise ein. Nicht geistreich, nicht sensationell sind diese Briefe, sondern intim, für alle die, die Storm schon kennen und lieben und sein Dichten aus seinem innern und äußern Erleben zu deuten suchen. Wer das versteht, sieht tief in das feinfühligste Dichterherz hinein, das unter dem Widerstreit zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit schwer zu leiden hatte. Wohl wurde er in der „Fremde“ von Gleichgesinnten freundlich aufgenommen, von Merckel, Rügler, Heyse, Fontane, Pietsch; trefflich charakterisiert er Eichendorff. Doch die Fremdheit der Verhältnisse, der juristische Mechanismus, der ein Netz von Millionen Maschen über den Assessor am Potsdamer Kreisgericht warf, die Menge der „abscheulichen“ Akten, die ihn mit Arbeit überlasteten, die Enge der Wohnung, die Kümmerlichkeit der finanziellen Verhältnisse, die bei dreijährigen Kommissorien unablässige Unterstützungen des Vaters notwendig machten, und endlich auch die Kränklichkeit wirkten zusammen, um diesen Potsdamer Jahren manche Bitternis aufzudrücken. Das Heimweh, das durch die Briefe wie ein Grundakkord hindurchklingt, hat etwas unendlich Rührendes. Immer wieder gehen die Gedanken nach Husum, nach dem Garten mit dem Lusthause und dem Ahorn, in dem die Spreeen pfeifen; und wenn er den Knaben von seinem Krammetzvogelfang in Westermühlen (beim eignen Großvater) erzählt und die schönen Herbsttage, das Bild der lieben, friedlichen Gegend, beschienen von warmem Jugendsonnenschein, so lebhaft vor sein inneres Auge treten, dann weiß er sich vor Heimweh und vor Schmerz über die trostlose Zukunft nicht zu lassen. Aber als ein aufrechter Mann ist er sich doch gewiß, daß solche Stimmungen ihn nicht unterkriegen werden. „Ich bin wohl weich, dafür auch aber zähe, und fühle recht gut, daß wir, die wir hier draußen sind, nicht nur für uns, sondern auch für unsre Heimat einzustehen haben und für uns selbst keine besondern Ansprüche mehr ans Leben machen dürfen.“ Die Sehnsucht nach dem Leben

*) Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 64, herausgegeben von G. Storm. Mit zwei Porträt-Bildnissen (Theodor Storm und Konstanze Storm). Berlin, Karl Curtius. — Für eine zweite Auflage sind vermehrte Anmerkungen und ein Register dringend wünschenswert.

in und mit der Natur, nach jener trauten Enge einer kleinen Stadt, zumal nach der Vaterstadt, der „alten Storchenstadt“, wo die Storms in einer Atmosphäre von Familientraditionen leben, verläßt ihn nimmer; jeder Brief, jeder Gruß, jedes Paket aus der Heimat ist ihm eine Quelle des Trostes und der Liebe; denn „hier — in Potsdam — sind mir die eigentlichen Adern meines Lebens doch unterbunden“. Wohl mag er einmal schreiben: „Die Sonne scheint ja überall; so lange ich mir selbst nicht untreu geworden, werde ich mit Konstanz und den Kindern überall zufrieden sein; — wenn ich auch am liebsten daheim wäre“; doch alleweile betrachtet er sich als den „Vagabunden der Familie“ und den „Heimatlosen“, den „Verbannten“. Vor allem, wenn Weihnachten herankommt, das Fest des Familiensinnes und der Familienliebe, das Storm allezeit mit Virtuosität zu feiern wußte, dann wird die Sehnsucht nach daheim um so lebendiger, und er schildert mit herzbewegender Innigkeit, wie man es einst im Elternhause zu begehen pflegte. Als schönster Traum schwebt ihm immer der Gedanke an einen Sommeraufenthalt in Schleswig-Holstein vor, und zugleich verläßt ihn der Glaube an die endgiltige Rückkehr nicht.

Klaus Groth hat gesagt: „Das Längen (d. i. das Heimweh) hat Storm zum Dichter gemacht.“ Das ist doch nur *cum grano salis* richtig; das beweisen die Gedichte und die Novellen, die vor der Verbannung geschrieben worden sind, wie „Marthe und ihre Uhr“, „Im Saal“, „Immensee“, „Ein grünes Blatt“. Ferner hatten das Gefühl der Fremdheit und die Enge der Lage etwas Bedrückendes; ja er fürchtete, sein Talent werde in dem preußischen Justizdienst eintrocknen, und er spricht es geradezu aus: „Mir fehlt auch in dieser Beziehung die Heimat“, d. h. eben die Berührung mit der mütterlichen Scholle, mit den Familienüberlieferungen, der innere Friede, das seelentiefe Behagen, das für ihn daheim zu finden war, die Natur mit Heide und Meer. Verzagt schreibt er 1857: „Ich bin müde geworden und werde wohl nicht mehr viel schreiben.“ Und wie bezeichnend ist das Bekenntnis: „Es kann mich doch mitunter so etwas von Mitleid mit mir selber anwandeln, daß ich meine besten Kräfte an etwas hingeben muß, was tausend andre auch statt meiner tun könnten, und daß für meine individuelle Lebensaufgabe, die nur ich erfüllen kann, mir fast keine Zeit übrig bleibt und keine Stille und Gemütsruhe.“ So floß der Quell der Dichtung nur spärlich. Er berichtet, wie er die Novelle „Im Sonnenschein“ auf seinen Mittagsspaziergängen bienenmäßig zusammengelesen, oder wundert sich selbst, daß er die Erzählung „Im Schloß“ inmitten der „betäubenden kleinen Welt“ (der Kinder) hätte schaffen können.

Wir gewinnen aus diesen Briefen mancherlei wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung seiner Dichtungen wie auch über Anregungen und Quellen. Nicht minder wichtig ist für seine eigne Charakteristik, was wir über seine Mutter, deren zarte Nerven und schwankenden Gesundheitszustand er geerbt hat, und über seinen Vater erfahren. Ihm selbst war ein gewisser fatalistischer Pessimismus eigen, eine Mystik, die hinter dem Glück immer den Schatten eines Unheils witterte; dies scheint ein Erbe vom Vater zu sein, von dem er schreibt (an die Mutter 1858): „Wenn doch unser Vater bei seinem tiefen, liebevollen Gemüt die Fähigkeit hätte, ein wirkliches Glück, wo es sich einmal bietet, als solches mit Freude und Vertrauen anzunehmen und zu pflegen. Aber ich weiß es ja nur zu gut, das neue Ereignis, auch das schönste, macht ihm nur Sorgen; sein grübelnder Sinn denkt nur den unheilvollen Folgen nach, die durch sein Zusammentreffen der und jener — vielleicht der entferntesten — Möglichkeiten für seine Lieben daraus entstehen können . . .“

Als Storm im Jahre 1858 nach Heiligenstadt im Eichsfelde als Kreisrichter versetzt war, lebte er nach und nach mehr auf, mögen wir auch manchen Stoßseufzer des von Alten geplagten Richters und des „Vaters mehrerer Gymnasiasten“ vernehmen, und mag er auch klagen, daß der Aufenthalt „ziemlich unbehaglich“ bleibe, weil „daheim“ nicht „zu Hause“ sei, und daß er sich einsam fühle. Wärme und verständnisvolle Würdigungen seiner Novellen und somit das Bewußtsein, daß seine Poesie doch ihre stillen Spuren ziehe, gaben ihm neuen Mut und neue Kraft. „Nun ist's, schreibt er 1858, als käme plötzlich wieder Leben und Wärme in mein Herz, und als würde ich noch einmal wieder ich selber werden.“ Angenehmer Verkehr (besonders mit dem Landrat v. Wuffow) und der von ihm gegründete „Singverein“ trugen dazu bei. Auch fand er das schönste Glück in seinem eignen Hause. Ein treffliches Bild der schönen Frau Konstanze ziert diesen Band Briefe; die Zeichnung rührt von dem Freunde Ludwig Pietsch her; unvergessen wird es mir selbst bleiben, wie Storm mich zuerst vor das Originalbild führte und mit innerer Bewegung sagte: „Wenn sie ins Zimmer trat, war es, als ob heller Sonnenschein hineindringe.“ In diesen Briefen lesen wir die liebevolle Schilderung: „Je mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehn, entwickelt ihr Antlitz, namentlich wenn sie sich wohl und heiter fühlt, eine zarte geistige Schönheit, daß selbst gleichaltrige Frauen davon entzückt und hingerissen werden. Die seltne Einfachheit und Keinheit ihres Wesens umgibt sie noch immer wie mit einer Atmosphäre der Jugend.“ Auch die Kinder — drei Buben und drei Mädchen — lernt der Leser dieser Briefe mitlieben, denn der stolze Vater wird nicht müde, sie zu rühmen und die köstlichsten Kinderaussprüche vorzuführen. Nur einer sei als Beispiel herausgehoben. Karl springt zum Ärger des Vaters wie ein Narr neben ihm her, und er verweist ihm das. „Ach, Papa, sagte er, siehst du, ich finge so in meinem Gemüte, da muß ich denn den Takt dazu tanzen.“ Er wurde denn auch später Musiker und ein still in sich beglückter Mensch; er starb in dem echten Künstlerwinkel eines reizenden Häuschens, in dem idyllischen Städtchen Barel, gehegt und gepflegt von seiner liebevollen Schwester Gertrud.

Die letzten Briefe aus dem Jahre 1863 glühen in der Erwartung der Dinge, die sich in der Heimat vorbereiteten.

Und halten wir mit ihnen die schönen Novellen „Abseits“ und „Unterm Tannenbaum“ und Gedichte wie „Gedenkst du noch?“ zusammen, dann haben wir die Grundstimmung der vorausgehenden Jahre mit ihrer Heimatsehnsucht. Im November 1863 starb Friedrich der Siebente, und mit ihm starben die Rechte, die der dänische König auf Schleswig-Holstein hatte. Da jubelt Storm:

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
 Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
 Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
 Mir klinget es wie Osterglockenläuten . . .

Und wenn er selbst da noch nicht zu hoffen wagte, es wurde doch Wirklichkeit. Im Februar 1864 wurde er in die Heimat als Landvogt von Husum zurückgerufen! Trotz der großen Freude mußte er doch „sein Herz in beide Hände fassen“, als zum letztenmale der Singverein in Heiligenstadt unter seiner Leitung im prächtigen Chor von mehr als fünfzig Sängern sein Lied erschallen ließ. Und doch konnte er sich nicht der dunkeln Ahnung künftigen Unheils bei dem Gedanken an das namenlose Glück der Heimkehr erwehren. „Wen von euch soll ich dafür als Opfer geben?“ klang es im Kreise seiner Lieben ihm durchs Herz. Ein Jahr nach der Rückkehr starb Konstanze.

Mehr noch als das Heimweh in der Fremde sollte dieses schwerste Ereignis seines Lebens Sturm zum Dichter in reichem, reifem Sinne schmieden. Das spürt — denke ich — jeder, der die Gedichte der kommenden Jahre und die Reihe der Novellen von Aquis submersus bis zum „Schimmelreiter“ verfolgt. Ein solches Leid wühlt die Tiefen der Seele auf und wirkt fort, auch wenn neues Glück erblüht und „der Schmerz sich Well' um Welle schlafen leget“.



Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath



in Land, in dem der Geist der Vergangenheit König ist, altes Herkommen das Recht vertritt und der Aberglaube die Religion ausmacht, ein Land voll phantastischer Schönheit, voll wilder, schwermühtiger Poesie, das ist die Bretagne.

In einer Ecke dieses meerumbrandeten, seltsamen Landes steht auf kahler Düne eine Kirche, die Kirche der heiligen Anna-von-der-Palude, der großen Wundertäterin, der Schutzpatronin der Seefahrer.

Nicht weit davon liegt ein altes unansehnliches Bauerngehöft. In dem verwahrlosten Hause wohnt Jan Kerlaz, der Pächter, bei dem die Pilger den Schlüssel zur Kirche holen können. Doch ist dieser Jan Kerlaz selten daheim anzutreffen, sein Küsteramt verwaltet an seiner Statt ein Kind, die kleine Gwennola. In letzter Zeit aber macht eine arme, heimatlose alte Frau, Mutter Monik, die sich in einer verlassnen Zollwächterhütte droben auf den Klippen eingemietet hat, ihr dies Amt streitig. Mutter Monik ist nicht mehr aus dem Hause der heiligen Anna zu vertreiben, sie lehrt die Steinfliesen, wischt den Staub, zündet die Kerzen an, empfängt die Pilger und richtet in deren Auftrag lange altmodische Gebetsansprachen an die liebe Heilige. Und Gwennola läßt sie großmühtig gewähren, aus Mitleid, weil die arme Mutter Monik keine andre Freundin auf Erden mehr hat als die gute Heilige, keinen andern Trost, keine andre Freude als diese milde Freundin aller Leidenden, aller Friedlosen, aller Wittven und Waisen. Denn Mutter Monik sind außer dem Mann auch alle Söhne ertrunken, und vom Jüngsten hat sie nicht einmal den Totenschein erhalten können, Gott weiß, in welcher fernem Meerestiefen sein Leichnam liegt. Nicht als ob das etwas ungewöhnliches wäre. Nein, das Leid Mutter Moniks ist fast alltäglich zu nennen, sie teilt es mit vielen, vielen bretonischen Frauen. Auch der kleinen Gwennola sind drei Brüder entrisen worden von der wilden See, deren Sang Tag und Nacht ruhelos das einsame Haus umkreist, in dem sie seit der Mutter Tod als Hausfrau waltet. Seit sie den wassertriefenden Leichnam des Letzten dem Vater ins Haus getragen hatten, ist mit dem fleißigen, gutmühtigen Mann eine traurige Wandlung vor sich gegangen. Er hat alle Arbeitsfreudigkeit verloren und hat das Trinken angefangen. Der Pächter von der Palude ist jetzt häufiger im Wirtshaus in Douarnenez, der nächsten Stadt, als bei sich daheim anzutreffen, und sein altkluges, wirtschaftliches Töchterchen schaut oft lange nach ihm aus, wenn er gar so lange nicht heimkommt.

Heute aber hatte das Kind nicht Zeit, vor's Haus hinauszulaufen, nähte es doch der lieben Heiligen das Festkleid. Der freundliche Pfarrherr aus Douarnenez, der sie für ihre erste Kommunion vorbereitete, hatte ihr dies ehrenvolle Amt übertragen, nachdem sie ihm überzeugende Proben ihrer Nähkunst unter die Augen gehalten